

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1930

220 (22.9.1930) Wissenschaft und Bildung Nr. 38

Der Dornenweg des Genies

Von Arthur Schopenhauers 70. Todestag, 20. September.

Von Peter Gemeiner GDS.

„Allmählich hat sich mir herausgestellt, was jede große Philosophie bisher war: nämlich das Selbstbekenntnis ihres Urhebers und eine Art ungewollter und unvermerkter mémoires.“ Nietzsche.

Zwei Bildnisse Arthur Schopenhauers. Das eine stammt aus der Zeit von 1818, da er sein Hauptwerk erfaßt und vollendet, und ist von Ludwig Sigismund Kuhl gemacht. Braune Locken umrahmen die mächtige Stirn und machen sie schmaler, als sie sein mag. Tief und sinnend blickt das dunkel-klare Auge unter schön geschwungenen Brauen. Gerade die Nase, voll, lebendig, fast wollüstig der Mund, spitz das Kinn. Der Dreißiger ist das Bild eines schönen, ernststen Mannes, dem man seine geistige Bedeutung wohl ansieht.

Zwischen diesem und dem anderen Porträt, das Julius Kuntzsch malte, liegen vierzig Jahre. Ein Menschenalter! Das Massiv des Schädels steht mächtig und nackt vor dem Kranz dünner grauer Haare. Die Stirn ist gesurcht. Die Augen leuchten, aber abgründiger, wissender, verbitterter. Der Mund ist breiter geworden und liegt in tiefen Falten der Enttäuschung. Es ist die Zeit, da nach langem Harren der Ruhm zu dem großen Denker kam und sein Name allmählich Weltgeltung erhielt; so er nicht mehr seine Bücher honorarlos zu geben und für die „Parerga“ um Unterkunft zu laufen brauchte.

Zum Leben eines Autors gehört auch die Verlags-geschichte seines Werkes. Sie ist Gradmesser der Wirkung, und jene vierzig Jahre, die zwischen den beiden Bildnissen Schopenhauers liegen, enthalten genug an Bitternis und Enttäuschung, um den Philosophen auch von dieser Seite in seinem eingeborenen Pessimismus zu bestärken. Sein erster Verleger war Brockhaus, an den er 1818 durch einen Mitarbeiter des Verlages, den Freiherrn von Biedensfeld, kam. Es war ein Opfer, das Brockhaus brachte, als er das Werk des Dreißigjährigen bei sich aufnahm. Der dicke Band wurde nicht verkauft und mußte makuliert werden. Dennoch wagte der Sohn von Friedrich Arnold Brockhaus, Heinrich, im Jahre 1843 die Herausgabe einer neuen, erweiterten Auflage sowie des Ergänzungsbandes der „Welt als Wille und Vorstellung“; die „Parerga“ lebte er indes ab, da der Autor, nachdem er die zweite Ausgabe seines Hauptwerkes schon honorarfrei gegeben, die Kosten nicht erlegen wollte.

Im Jahre 1858 aber meldet sich der Verlag selber. Nach vierzig Jahren ist die Konjunktur eine andere geworden; die pessimistische Stimmung der Zeit nach 1848 findet in Schopenhauers Formulierungen ihre Formel. Das Bild des Denkers zeigt nichts mehr „von der Stirn aufstrebenden Bübuslocke, der sokratischen Nase, den stechend sich dilatierenden Pupillen, aus denen zerschmetternde Blitze fuhren“. Das Gesicht ist bitter geworden und zerrissen von den Falten der Enttäuschung. Aber der Ruhm ist gekommen, und der Verleger meldet, daß die zweite Auflage des Werkes, das er in seiner Gut habe, fast vergriffen sei: „Vor langen Jahren schrieb Sie, geehrtester Herr, einmal in einem Briefe an mich: „Meine Philosophie wird sich sicherlich noch, wenn auch vielleicht erst spät, Bahn brechen.“ Die Voraussetzung

scheint ihre Bestätigung zu finden. Und Brockhaus erwägt, auf des Autors Anraten, eine Gesamtausgabe.

Lesen wir den Briefwechsel Schopenhauers mit seinem Verleger, so erleben wir die ganze Tragik des Wartens, aber auch, aus seinem starken Willen, das erhaltende Selbstbewußtsein des Genies. Und wir erleben auch ein gut Teil von Schopenhauers Menschlichkeit: seine Genauigkeit, sein Mißtrauen, das immer wache, und das ausbrechend Unmäßige des Temperaments. Er war für einen Verleger nicht immer ein bequemer Autor, der „tragische Romantiker“.

Sehr stolz und selbstgewiß beginnt der Briefwechsel: „Das Buch wird nach meiner festen Überzeugung eines von denen sein, welche nach der Quelle und der An- laß von hundert andern Büchern werden. Wollte ich gemäß dem Werke meine Forderung an Sie abmessen, so würde diese außerordentlich, ja unerschwinglich ausfallen.“ Schopenhauer berechnet den Umfang auf 40 Bo- gen und verlangt einen Dukaten für den Bogen. Brock- haus geht auf den Handel ein, und der Autor präzisiert seine Anforderungen an den Druck und alles andere mit staunenerregender Genauigkeit. Da er nach Italien will, drängt er nach Erfüllung. Kleine Versehen und Ver- zögerungen wecken sein Mißtrauen: „Es ist nichts schred- licher für mich, als mit Leuten zu tun zu haben, die keinen Glauben verdienen“, und als sich die Herausgabe verzögert, verlangt er das Honorar, „wie man vom Betturino sich einen Zaler geben läßt, um sicher zu sein, daß er wirklich fährt“. Auf seine „injuriöse Behauptung“ gewöhnlicher Zahlungsverzögerung hin antwortet der Verleger, er werde des Philosophen Briefe, „die ohnehin in ihrer göttlichen Grobheit und Rustizität auf einen Betturino schließen lassen mögen, gar nicht mehr annehmen. Ich hoffe nur, daß meine Befürchtung, an Ihrem Werk bloß Makulatur zu drucken, nicht in Er- füllung gehen werde!“

So werden die Beziehungen abgebrochen, und Brock- haus' Befürchtung, nur Makulatur gekauft zu haben, be- wahrheitete sich. Nach einem Besuch in Leipzig tritt Schopenhauer dann 1825 mit dem Sohn des inzwischen verstorbenen Verlegers in neue Verbindung. Er bietet Brockhaus eine Überetzung des „Tristram Shandy“ von Sterne an: „Es ist eines von den Büchern, die ich immer wieder lese.“ Der Verlag lehnt ab, wie er vier Jahre später die Überetzung von Gracians „Hand- orakel“ ablehnt, die er 1862 mit Dank nimmt. 1835 be- stellt Schopenhauer ein Exemplar seines Werkes, und er fügt seinem Brief folgendes PS. bei: „Bei dieser Gelegenheit will ich Ihnen meine Überzeugung aussprechen, daß trotz der fast beispiellosen Vernachlässigung, die einem Werke wie dem meinen nur in einer in Hinsicht auf Philosophie tief gesunkenen und vom niederträchtig- sten Kartuffianismus heimgesuchten Zeitperiode zuteil werden konnte, es einst seine Anerkennung erleben wird, weil das Echte und Wahre nie auf immer verkannt blei- ben kann.“

1843 bietet er Brockhaus endlich die 2. Auflage seines Werkes nebst den Ergänzungen an: „Was lange bestehen soll, entsteht langsam.“ Er verzichtet auf einen Ent- gelt: „Wenigstens kann ich Ihnen zeigen, daß mir die Sache selber am Herzen liegt.“ Nach einigem Hin und Her findet Brockhaus den Mut, den er bei den „Parerga“ nicht mehr aufbringt. Aber auch Schopenhauer ist mil- der geworden. Er macht Vorschläge für die typogra- phische Gestaltung des Buches: aber „dies alles ist bloß

mein Wunsch, die Sache selbst bleibt in Ihrem Be- lieben“.

Die „Parerga“, die Brockhaus nur gegen Erstattung der Druckkosten verlegen wollte, was der Autor ablehnte, erschienen 1851 bei Hayn in Berlin. 1858 tritt dann Brockhaus selbsttätig an Schopenhauer heran. Das Eis ist gebrochen, und bald beginnen die Verhandlungen wegen der Überführung der anderen Werke in den Ver- lag. Man erfüllt dem berühmten Autor manchen Wunsch und nimmt jede Rücksicht auf seine Festigkeit. Das Honorar für das Hauptwerk wird auf drei Friedrichsdor für den Bogen festgesetzt: „Die schlechten Schriftsteller bringen ganz andere Honorare. Ich bin bescheiden, da ich nicht das Glück habe, ein schlechter Schriftsteller zu sein.“ Die Belobung in der Verleger- anzeige lehnt er heftig ab, da er nicht wollte, daß sein Werk „auf gleiche Linie gestellt werde mit den Büchern, die so jahrein, jahraus erscheinen“. Das Verhältnis zwischen Autor und Verleger — „Bei mir muß alles rein sein“ — wird jedenfalls ein angenehmes, und als ihn Eduard Brockhaus, der dritte der Verlegerfamilie, besucht, wird es direkt herzlich.

Am 21. August 1860 kündigt der Verlag die Absendung der Autorexemplare der „Ethik“ an. Dieser Brief er- reichte Schopenhauer nicht mehr. Er starb am 20. Sep- tember 1860. Lange hatte er auf den Ruhm gewartet, und sein Briefwechsel mit Brockhaus ist ein Beitrag zum Dornenweg der Großen. Aber er hatte recht behalten: „Was lange bestehen soll, entsteht langsam.“

Generäle, Händler und Soldaten

Von Frank Zehle, Gesellschaft für Deutsches Schrifttum e. V.

Maxim Ziese und Hermann Ziese-Beringer haben ein Buch („Generäle, Händler und Soldaten“, Brunsberg-Verlag, Berlin) geschrieben, das innerhalb der Kriegs- literatur eine bedeutende und unveräußerliche Stellung einnimmt. Um den Krieg in Wirkung, Ausmaß und Charakter darzustellen, bedienten sie sich hierbei nicht der Methode, ihr subjektives Erlebnis in ein Bild zu projizieren, sondern einer neuartigen, sehr eindrucks- vollen Art fragmentarischer und Geschichtsschreibung auf wechselnden Schauplätzen. Dabei scheuten sie sich nicht, seitenlang statistisches Material vorzulegen, in dessen Wirk- man muß das hervorheben, dieses Material nicht belastend, ermüdend und hemmend, sondern im Gegenteil wie eine photographische Illustration, die in ihrer Rich- ternheit die Vorgänge erst im rechten Umfange erkennen läßt. Ohne diese Statistiken, Einfuhr- und Ausfuhr- kurven würde die wahre Grausamkeit des größten Krie- ges, nämlich seine „Hintergründigkeit“, niemals deutlich geworden sein. Darum nenne ich das vorliegende Werk das eigentlich objektiv gültige Buch über den Weltkrieg, obwohl es bewußt fragmentarisch nur die Kriegserge- nisse von seiten der Entente aus schildert: die Verdun- und Marneschlacht unter Joffre, Pétain und Rivelle. Und den ungeheuerlichen englischen Kriegshandel auf den neutralen skandinavischen Märkten.

Angeichts der gelungenen Aufgabe kommt es einem nicht leicht an, ein notwendiges Bedenken auszusprechen: es liegt nahe, daß die Mehrzahl der Leser die große Auseinandersetzung zwischen Blutzonen und Geldzonen ein-

Epilog zu „Bayreuth 1930“

„Hier schließt sich ein Geheimnis ein, Da ruht es viele hundert Jahr! Solange es verwahrt der Stein, Wächst es der Welt sich offenbar.“

Am den tiefen Sinn dieser Verse, die Richard Wagner ein- mal bei der Grundsteinlegung des Festspielhauses (22. Mai 1872) einer verschlossenen Kapsel übergab, zu erinnern, mag heute, wo nun auch Siegfried Wagner, der Erbe Bayreuths, viel zu früh seiner Mutter ins „Wunderreich der Nacht“ nach- gefolgt ist, nicht unangebracht scheinen, zumal in Zusammen- hang mit einem Rückblick auf einen Festspielsommer, der mehr denn je das Geschehen auf dem lieblichen Hügel im Franken- wald wieder einmal als leuchtende Gegenwart empfinden ließ und besonders in den Aufführungen des „Tannhäuser“ und „Tristan“ eine Ausdeutung des darin schlummernden Gedankens zu ungeahnt sinnfälliger Verwirklichung brachte.

Aber nicht allein die Tatsache, daß Bayreuth im Auf und Ab seiner Schicksale gerade dieses Jahr auch nach außen hin als ein sehr glückliches buchen darf, soll Anlaß für diese Schlussbetrachtung sein. Das hat ja schon die Tageskritik zur Genüge getan, vielfach in ihren Besprechungen auch sie und da einigermassen, was über den Tag hinausgeht und Grund- sätzliches berührt. Gleichwohl war es dort, wo Lob und Tadel zunächst für den Tagesbedarf gesendet wurden, ganz unzmög- lich, auf Wesentliches einzugehen und vor allem, nachdem jetzt in kurzer Spanne zweimal die Festspielgloden läuteten und von Bayreuth aus durch die ganze Welt klangen, zwei der augenblicklich dringlichsten Fragen zu beantworten. Die eine lautet: Was bedeutet uns Bayreuth? Und die andere: Wird Wagner dort wirklich so gespielt, daß er noch Weltgeltung hat? Nach vulgärer Anschauung könnte man nun meinen, beide Fragen seien überflüssig, denn ihre Beantwortung müsse für

jedermann doch unabweisbar positiv lauten. In Wahrheit ist dem leider nicht so, und wenn auch heute kein Eduard Hans- lict mehr in haßerfüllten Feuilletons sein Gift gegen jenen roten Musiktempel und das Kunstfreibien dort fern der Groß- stadt verpörrt, so gibt es trotzdem genug Leute, die da mei- nen, Bayreuth trage den Veränderungen der geistigen Welt keine Rechnung, habe es nie getan und sei deshalb für die theatralische Zukunft Wagners nicht einmal entscheidende Stätte, sondern bestenfalls romantische Erinnerung. Sogar in einer führenden Musikzeitschrift fand ich neulich als Schluf- saget einer diesbezüglichen Untersuchung den Satz: „Die Aufgabe, das Werk Wagners in eine neue veränderte Zeit hineinzustellen, wird nicht mehr in Bayreuth gelöst werden“, womit also zwar vorzüglich und verschleierte, saglich jedoch um so deutlicher ein Todesurteil gefällt ward. Wäre das tatsäch- lich so, und würde das eigentlich Große bei jedem Bayreuther Festspiel nicht eben ein Ringen um Wagner, nicht das ernst- hafte Bemühen auch um eine zeitgemäße Bühnenform des wagnerischen Gesamtwerkes sein, dann könnte allerdings der Gedanke auftauchen, es sei unnötig, dort neben vielen an- deren Bühnen und nur vielleicht mit mehr Fleiß und Schwung seine Musikdramen durchzuprobieren und zu erneuern, ja, es sei geradezu ein Sakrileg, immer wieder die Magie des Wagnerschen Willens aus dem Grabe her zu einem Scheinleben heraufzubeschwören.

Daß dem aber keineswegs so ist, das hat gerade dieses an hochgespannten Momenten so weiche Festspieljahr gezeigt, und es hat uns eine noch vielfach wertvollere Erfahrung gebracht, nämlich diese, wie weit man selbst in Bayreuth davon entfernt ist, es nun ein für allemal „geschafft“ zu haben. Ja, ginge es bei Wagners Werken bloß um ein „ästhetisches Vergnü- gen“ und ließe sich für ihn nach bequemer Karapazenteweis so einfach die Parole ausgeben: „Zuerst wäutender Revolutionär, dann — durch Schopenhauer verführter — Philosoph und

schließlich ein nach Form und Inhalt in christlicher Symbolik befangener Poet, dann dürfte allerdings jemand auch dem Mut zu der Behauptung aufbringen, Bayreuth sei erledigt; dann wäre jenes „Geheimnis“, das er im Festspielhügel ein- schloß, ebenfalls längst enthüllt und es bestände kein Grund, dort immer wieder danach zu forschen und in edlem Welt- kampfe beste Kräfte dafür einzusetzen. Doch Wagner war viel eher ein ringender Eroberer, und ruhelos von seltenen Dä- monen getrieben, wie etwa Kolumbus, suchte er auf dem geistigen Globus einen Raum, den noch keines anderen Fuß betrat. Wohl zeigt sein epochales Gesamtwerk jedem, der es kennt, einige entscheidende Züge, die niemals ausgelöscht wer- den dürfen, und die überall eigentlich erscheinen mühten, wo man es mit dessen Pflege ernst meint. Aber schon bei diesem so selbstverständlichen Punkt sieht man, wie oft Bayreuth we- gen seines treuen Festhaltens an dem einmal als wahr und groß Erkannten mißverstanden wurde. Man warf ihm hoch- gezüchteten Konservatismus vor, man sprach von unduldsamer Einseitigkeit, die in schwärzeste Reaktion auszuarten drohe, man verspottete den Terror des ewig Geltrigen, der dort ver- meintlich geübt werde, während seit zwei Menschenaltern nichts anderes die Bayreuther Aufgabe ist, als zu verhindern, daß Wagners Monumentalform zur Nippstache werde, daß die von ihm überlieferte Gestaltungsweise zerstört und unfähigen Stämpfern ausgeliefert werde.

Das ist ja trotz alledem geschehen; bis vor kurzem konnte man selbst an großen Bühnen erleben, daß Wagner sich nicht nur Dekorationen anpassen mußte, die irgendein Maler ge- schaffen hatte, sondern daß er auch besserwissenden Regisseu- ren und sogar mutwilligen Dirigenten nachgeben mußte, und mit dem gesicherten Besitz seiner Kunst wäre wahrhaftig noch ärger Raubbau getrieben worden, wenn nicht Bayreuth doch den einen oder anderen rechtzeitig wieder zur Bestimmung gerufen und billigen Tagesforderungen Widerstand geleistet

seitig im Lichte der französisch-englischen Situation sieht. Das wäre ein verhängnisvoller Irrtum, verhängnisvoll, weil es deutsche Gewohnheit ist, leichtlich daraus den Schluß auf die andere Artung des Problems im eigenen Lager zu ziehen. Ohne Zweifel ist England das repräsentative Völkervolk, aber dieses Repräsentative liegt in der ungedrungenen und rücksichtslosen Methodik. Was in Deutschland gegen die deutsche Front geschah, ist noch nicht geschrieben worden. Ich halte die Männer, welche uns diese furchtbare Einsicht über den Krieg vorlegten, für befähigt, eine so schwierige Aufgabe mit der nötigen Orientierung nach beherrschenden geistigen Standpunkten zu lösen. Nicht der englische Händler allein stellt sich uns als Symbol des Antikriegsgeistes dar, sondern der Händler schlechthin, der Anonymus, welcher an der Tragödie seines Volkes nicht leidet, sondern nur verdienen kann. Ich hätte mir einen deutlicheren Nachweis dafür gewünscht, daß der wahre Widergeist des Kämpfers nicht der Geist des Friedens, sondern der Geist des Kriegsgewinners ist, jenes furchterlichen Parasiten alles Heldischen, der sogleich fressend zur Stelle ist, wenn Größe sich entfaltet und Opfermut flammt.

Gleichwohl, schon dies ist bedeutsam, daß die Antithese überhaupt einmal aufgestellt und durchgefochten wurde, denn von ihr aus muß zu allererst der Krieg verstanden werden, nicht vom Schützengraben, nicht von den Hauptquartieren aus. Damit erhält das Buch der Verfasser die einzig mögliche Grundierung: eine ethische, keine politische oder pazifistische. Nun wird diese ethische Linie nicht durch Maximen abgesteckt, sondern im Abrollen der Ereignisse punktiert sie sich selbst aus. So wird dem Kriege die ursprüngliche Bedeutung gegeben, welche ihm zukommt: er ist viel mehr als ein Effektmittel mißlungener oder gelungener Diplomatie, er ist ein religiöses Phänomen erster Ordnung.

Wie wahr, wenn es zu Anfang heißt, der Krieg sei für die Menschheit ein Mittel, um in gewissen Zeitabständen nachzuweisen, daß Heroismus nicht nur eine Eigenschaft sei, sondern „eine Notwendigkeit, die vollbracht werden müsse“. „So wird uns der Opfermut des Frontkriegers hier und drüben nicht nur erklärt, sondern bis zu seinem Ersticken im Grabenkampf unter der Zementlast der technischen Angriffs- und Abwehrmittel überzeugend gedeutet. Der Charakter der Westfront, der Charakter des französischen Menschen und Soldaten wird geschildert, kenntnisreich, gerecht, ritterlich, in einem persönlichen und dynamisch bewegten Stil, der diesem großen Gegenstande angemessen erscheint. Es gibt keinen Widerspruch gegenüber der These, daß seitens der Entente Frankreich der Hauptträger des Weltkrieges war, so wie es seitens der Mittelmächte Deutschland gewesen ist. Damit basiert letztlich entscheidend das ganze Ringen auf der Front Nordsee-Vogesen, und in zwei furchterlichen Begegnungen, dem Kampf um Verdun und den Durchbruchschlachten des Generals Nivelle an der Aisne und Maas entwickeln die Verfasser meisterhaft das Wesen des Soldaten und seiner Führer.

Die Schilderung der französischen Strategie, der taktischen Manöver ihrer Generale, der Vorbereitungen zur Nivellenschlacht an der Aisne hat ein hinreißendes Gepräge. Die Persönlichkeiten Marschall Joffre, der Generale Bétain, Micheler und Nivelle verdienen als Meisterstücke der Charakterisierungskunst höchste Beachtung. Wollte man aus diesem Werke nichts anderes gewinnen als die Kenntnis französischen Frontgeistes, man fände genug, um sich pöden und überzeugen zu lassen. Ich kann mich des Gefühls nicht erwehren: so muß Geschichte geschrieben, so muß sie auf Schulen und Universitäten vorgetragen werden, will man sie endlich als Lehrkörper (daraus das Volk lernt) in der Nation verankern. Die Verfasser lassen es sich niemals genug sein an Aufspürung der Ursachen, sondern gehen bis auf die Gründe und Hintergründe zurück, um den blutigen Schicksalen Form und Sinn zu geben.

Ich erwähne als Muster dafür Darstellung der Persönlichkeit Nivelles und seiner Vorbereitungen zur Aisnenschlacht. Warum verlor er sie, und warum verlor dieser wahrhaft heroische Mann die Sympathie der Nation und

der Generale schon, bevor er loszog? Wie kam es zu der denkwürdigen Meuterei der französischen Generale gegen ihren obersten Befehlshaber im Frühjahr 1917? Die Verfasser antworten: „Nivelle wollte die französische Nation gegen ihren Willen zu einem Siege drängen, wie sie ihn verdiente. Nivelle ist der einzige Mann gewesen, der Frankreich so genommen hat, wie es sich nach außen hin immer gibt: Elan! Stürmende Tat! Frankreich siegt, wenn es will. Nichts kann ihm widerstehen!... Wenn wenige Male im Großen Kriege ein ganzes Volk unterlegen ist, dann ist es Frankreich 1917 an der Aisne und in der Champagne. Und trotzdem gibt es hier eine Ehrenrettung für Nivelle, den General. Eine Ehrenrettung seinem Volke gegenüber, das ihm niemals vergehen und vergeben wird, daß es einmal einen Mann in seiner Geschichte gegeben hat, der so wagemutig war, das französische Volk so zu nehmen, wie es sein möchte, — wie es aber nicht ist.“

Wie tief gefehen haben es die Verfasser, daß sie jenen denkwürdigen Zufall (am 15. Februar 1917 fanden die Deutschen bei einem südlich Ripont gefallenen französischen Offizier die Aufmarschpläne zur großen Offensive) nicht den Gründen für die französische Niederlage zählten. Ebenso fatalistisch, achselzuckend gehen sie über die jädhaltige Ahnungslosigkeit Ludendorffs hinweg, der im Sommer 1917, als das gesamte französische Heer meuterte, mit einem einzigen Vorstoß (der Vorstoß vor dem Paris und die Generale zitterten) Frankreich zerschlugen, den Krieg gewonnen hätte. Vielmehr legen die Verfasser, was durchaus richtig ist, auf die merkwürdige und geschichtlich vielleicht unerhörte Verhütung der aufständischen Korps durch General Bétain das weitaus größere Gewicht. Ein anderer Verlauf wäre sinnlos gewesen, wir verstehen während der Lektüre dieses Buches die Macht eines Fatums, das im Blute der Nation wirkt. Frankreich sollte widerstehen, trotz Niederlage um Niederlage. Und Deutschland (das alte Deutschland) sollte fallen, trotz Sieg um Sieg.

Dies alles ist formal auf eine souveräne und, trotz gelegentlicher Wiederholungen, erregende Weise gebündelt. Die Anordnung der Kapitel, Exposition, Intermezzi, Steigerungen, ist so geschickt, daß der Leser nie aus der bewegten Bahn dieser Parabel stürzt. Indessen scheint mir ihr Brennpunkt nicht im Aufriß der Schlachten zu liegen, sondern im Aufbau der Hintergründe. Diese sind: die Psychologie des Frontsoldaten und die Psychologie des englischen Handelsgeistes. Schattenhaft wächst hinter den blutigen Silhouetten, undeutlich, schwankend, riesenhaft der unbekannte Händler auf, das Urbild jener namenloser, geheimen, ewig anonymen Schurken, die Deutschland durch die neutralen Umlegemärkte drei Jahre hindurch mit kriegswichtigen Waren belieferten, denn es war ja der beste Händler der Welt, und vor dieser Gewinnance mußten selbst die Blutopfer der Front in Kauf genommen werden. Schon Mitte 1916 wäre Deutschland ohne militärische Niederlage zu besiegen gewesen, wenn England sich zu einer konsequenten Blockade entschlossen hätte. Die fanatische Durchführung seiner Blockademaßnahmen war indessen keineswegs Schein, sondern ein Mittel, um den gesamten Handel der Neutralen in die eigenen Hände zu bekommen und über die Transitmärkte Kopenhagen, Stockholm, Amsterdam den Feind mit Schwarzwaren, Benzin, Schmierölen, Baumwolle, Schlachtvieh zu versorgen.

Wer fragen die Verfasser, hatte die Nachtmittel, diesen ungeheuren Verdienst derart systematisch in die Taschen Englands zu leiten? Wer konnte das Risiko auf sich nehmen? Und als Antwort sprechen sie es aus: „In England tat man etwas, was vielleicht überhaupt den Schlüssel zu dem ganzen Geheimnis dieses Handels mit dem Feinde gibt und das Rätsel andeutend lösen kann, wer es war, der so daran verdiente, daß er es gestatten wollte. Aus England wurden auf Deutschlands Anforderung hin große Summen englischen Papiergeldes nach Skandinavien verbracht. Von wem? Wer durfte das wagen? Diese außerordentlich großen Summen englischen Papiergeldes wurden durch diplomatische Kurriere des englischen Auswärtigen Amtes nach Skandinavien

verbracht! Also englisches Geld im Jahre 1918 durch englische Kurriere des englischen Auswärtigen Amtes nach Deutschland verbracht, um Deutschland so die Weiterführung des Krieges zu ermöglichen. Warum? Darum, weil an der Auslieferung dieser Gelder etwa 50 Prozent des hingegebenen Wertes verdient wurden! Dieses Geschäft war so außerordentlich, daß selbst amerikanische Firmen davon ersehnen und sich an das amerikanische War Trade Board wandten mit dem Verlangen, auch die Möglichkeit zu erhalten, an diesem unerhörten lukrativen Handel teilzuhaben und ihn zu entwickeln. Es wurde angeordnet, daß sie bei der geringsten Beteiligung an solchen Geschäften bei der amerikanischen Regierung angezeigt würden.

Der englische Admiral Consett stellt nach Mitteilung dieser Vorgänge . . . 3 Fragen, die zugleich die Anklage jener vielen Hunderttausend von dummen, ungeschickten, zu nichts als zum Sterben begabten Toren ist, welche diese 50 Prozent Verdienst mit ihrem Leben bezahlten: 1. Wessen Geld war es, das die Kurriere des englischen Auswärtigen Amtes davontrugen? 2. Wer hat dem Auswärtigen Amt diese Geschäftsmöglichkeiten angeflüstert? 3. In welche Taschen flossen diese Profite?

Es ist bis heute von der englischen Regierung unseres Wissens keine Antwort auf diese drei Fragen erfolgt, und sie wird zweifellos auch niemals erfolgen.“

Dieses Werk, nach drei Seiten seine Betrachtungen ausstrahlend: zum Frontkrieger, zum General, zum Händler, überwindet als erstes die bisherige analytische Kriegsliteratur und stellt die synthetische Überlagerung der Positionen her, die wir brauchen, um endlich zu wissen, was gewesen ist: es leugnet weder die Furchterlichkeit des Weltkrieges, noch seine heroischen Goldadern, die vom zerschlagenen Grabenabschnitt bis zum Hauptquartier reichen. Aber es stellt die Frage nach Sinnlosigkeit, Entmenslichkeit und Gift des Krieges richtig, indem es sie dort angedeutet, wo sie beantwortet werden kann: weit hinter der Front. Die bisherigen Standpunkte wifferten zu kurz. Sie argumentierten entweder rein pazifistisch, indem sie von der Rohheit des Nordens sprachen, und vergaßen, daß es eine größere Rohheit gab, nämlich die der Männer, welche friedlich am Norden verdienten. Oder sie wogen remarkisch den gemeinen Unteroffizier gegen den braven Mistofen aus, eine Tatsache, die letztlich für den Krieg völlig belanglos ist, da sie sich in allen Interessen- und Berufssphären wiederholt und auch Geltung hätte, wenn es keinen Krieg gäbe. Oder sie hielten Kriegszufuß gegen Menschenrecht, wie Arnold Zweig im „Griska“, was wiederum für eine Beurteilung monumentalen Stils nicht ausreicht, da es im Sonderfall steckenbleibt (selbstverständlich hat v. Lychow recht und nicht Schießensahn, und der arme russische Gefangene entscheidet gegen die ganze Ludendorffsche Kriegskrause, die ja auch fallierte, aber nicht aus Gründen mangelnden Rechts, sondern mangelnden Sinnes).

Und hier erreichen die Verfasser des vorliegenden Werkes die höhere Ebene der Erkenntnis, indem sie nicht vom deutschen Kriegsschnitt aus Sieg oder Niederlage erklären wollen, sondern den Krieg schlechthin in seinen ihn bestimmenden Mächten darstellen. In diesem Zusammenhang werden endlich die Schachfiguren präzise gewertet, ob Bétain, ob Haig, ob Ludendorff, sie erhalten nicht mehr Wert, als ihnen zukommt, sie alle stellen nur Knoten oder Punkte oder Kreuzungen in einem äußerst komplizierten Gewebe dar, das auf dem Grunde einer undurchsichtigen Notwendigkeit zwischen dem „tumben“ Helben der Front und dem raffinierten Kriegsgewinnler vielfarbig geflochten ist. Und indem die Verfasser mit größter Schärfe Kriegsgesicht und Handelsgeist in ihrer furchterlichen Bedingtheit aufzeigen, erneuern sie damit die eigentliche Tragödie dieses gewaltigen Ereignisses, das wir Weltkrieg heißen: es ist die ewige Niederlage des heroischen Menschen gegen den schlauen, dessen, der sein Leben einsetzt gegen den, der sein Geld einsetzt. Und diese Niederlage hat mit Ludendorff so wenig zu tun wie mit der russischen Revolution oder Amerikas Kriegserklärung, denn sie ist Folge eines außerordentlichen, permanenten Geschehens, das, nicht aus dem Boden des Krieges, sondern der Kultur erwachsend, eine neuerliche und andere Unternehmung wert macht, keine kriegsgeschichtliche mehr, sondern eine geistesgeschichtliche, die mit Unerbittlichkeit zu führen wäre und ihres Deuters harret.

Literarische Neuerscheinungen

„Gottfried Kellers Lebensraum.“ 75 Bilder. Eingeleitet von Eduard Korrodi und erläutert von Rudolf Wilhelm Huber. Schaubücher, herausgegeben von Emil Schaeffer. (Bd. 21. Gallen 3 Fr., 240 RM. Orell Füssli Verlag, Zürich und Leipzig.) — In 75 Bildern, gesammelt und vorzüglich kommentiert von R. W. Huber, zieht die Tragik eines von päpstlicher Seite kaum erhellten Bürgerdaseins an uns vorüber, in ihrer Alltäglichkeit das Gegenstück zur farbenprunkenden Lebensfülle von Meister Gottfrieds epischer Kunst. Aber der Mensch ist vom Dichter nicht zu trennen, und deshalb muß auf allen Wänden, wo die sämtlichen Werke des Dichters Kellers prangen, auch Korrodis nach jeder Richtung hin ausgezeichnete Bilderbiographie des Menschen Kellers ihren Platz, einen Ehrenplatz, finden.

Wladimir Rabotoff Sira: König, Dame, Dube. Roman. Verlag Ullstein, Berlin. Preis brosch. 3 RM. — Der Stoff dieses Romans ist denkbar einfach: Eine Ehe, zu der sich ein dritter gesellt. Mit nur drei Figuren wird ein äußerst fesselndes Spiel durchgeführt. Eine eigenartige Atmosphäre entsteht, scharfe Realität mischt sich mit der Phantasie des slawischen Menschen und einzelne Situationen, wie etwa die Schilderung des nächtlichen Warenhauses, die verhängnisvolle Bootsfahrt, geben sich eindringlich ins Gedächtnis.

hätte. Die Frage aber „Was bedeutet uns Wahrheit?“ auf ihren tieferen Sinn zu prüfen, erfordert nicht nur eine Antwort, die sich auf Wahrheit als Standort der Tradition beschränkt. Mögen auch die veranimatorischen Leiter dort das Wesenhafte von Wagners zeitloser Kunst nie angefaßt haben, so bemühten sie sich doch nicht minder stark in der äußeren Inzenerierung um eine Angleichung an das veränderte Stilempfinden, freilich ohne je das Kunstwerk zu einem Experimentierobjekt zu erniedrigen und ohne je bei allem Wechsel des Schicksals und Weibende zu verleugnen. So mochte oberflächlicher Betrachtung es mitunter wohl scheinen, als verschleiere Wahrheit sich allen stilistischen Strömungen einer neuen Zeit, während es aber in Wahrheit sich doch so verhielt, daß sowohl Cosima Wagner schon und nicht weniger Siegfried Wagner, der den „Wägenbännen“ seiner genialen Mutter geerbt hatte, in unablässiger Arbeit dem Geist eines gesunden modernen Fortschrittes huldigten. Anders wäre es wohl kaum möglich gewesen, die Festspiele durch die Stürme der Kriegs- und Inflationszeit hindurchzuführen und die Kunst des Wagnerischen Titanen erneut zu einer Weltangelegenheit zu machen.

Und nicht nur dieses ist im gegenwärtigen Zeitpunkt wichtig festzustellen, wenn schon es für Wahrheit Existenzberechtigung genug bedeutet, daß es in einem Augenblick, in dem ein erbitterter Kampf gegen das Werk Richard Wagners und gegen das Richard-Wagner-Theater entbrannt ist, eine so stolze Einheitsfront der Gleichgesinnten herzustellen vermag. Nein, es ist beinahe am besten, bei diesem Zentrum dramatischer Bühnenkunst das Wort „Kulturfaktor“ sogar, das heute schließlich jedes kleinere Provinztheater für sich auch in Anspruch nimmt, ganz wegzulassen und nur noch darauf hinzuweisen, daß Wahrheit ohne einen Pfennig Unterstützung von Seiten des Deutschen Reiches zu solcher Höhe und Größe gelangt ist. Denn dies dokumentiert erst keine kulturelle Überlegenheit

und begründet letzten Endes auch die vollkommene internationale Mißgunst seines Publikums, unter dem man unschwer zwar und dominierend immer noch das deutsche Element schon an dem für das helle Licht eines Sommertages als Festfeld gewählten Abendanflug erkennt, worunter aber nicht minder Engländer und Amerikaner durch dunklen Rot mit gestreiftem Weinleib und diesmal sehr stark Franzosen und Italiener in farbigem Stranzenganz aufgefassen sind. Gewiß, solch wirtschaftliches Moment, wie es aus dieser überraschenden Frequenz des Auslandes resultiert, hat in einer kunstzeitlichen Betrachtung nur sekundäre Bedeutung; aber für unsere verarmte Heimat ist es zweifellos der Erörterung und ergänzenden Erwähnung wert, um die nicht geringe Berühmtheit Wagners wenigstens auch von der materiellen Seite her zu würdigen und zu zeigen, daß dort jedenfalls nach dieser Richtung nicht ins Leere organisiert und keine ökonomisch fundierte Geistlosigkeit getrieben wird. Nach all dem Gesagten erübrigt sich wohl eine weitere Erklärung, warum wir die beiden eingangs gestellten Fragen nun auf einen gemeinsamen, unbedingt positiven Nenner bringen, d. h. warum wir in Wahrheit nicht eine lokale Eitelkeit, sondern eine Institution sehen, die gerade in diesem unserem Weltangebild ungenie imponierend und beglückend wirkt. Mögen somit in Theaterdingen Konkurrenz gegen Konkurrenz arbeiten und mancher Trotz gegen Trotz ankämpfen, Wahrheit hält Schildwache jenseits solcher Kleinlichkeiten, Wahrheit ist deutsche Kunst schlechthin. Deswegen ist es aber auch Dienst an der Seele unseres schwer geschlagenen Volkes, das heilige Vermächtnis, das einer der größten Menschen unserer Geschichte dort hinterlassen hat, zu bewahren und um das Geheimnis, das er zuletzt im Festspielhaus barg, mit nimmermüder Begeisterung zu ringen.

S. Sch.